

Die kritischen Stimmen mehren sich: Während die einen mehr Mittel für Entwicklungszusammenarbeit fordern, meinen die anderen, nicht mehr Geld, sondern ein anderer Einsatz sei vonnöten. Deutsche Entwicklungspolitik habe dazu geführt, so der Vorwurf, dass die korrupten Regime in Afrika und anderswo noch korrupter geworden seien. Die Bilanz nach fast 50 Jahren Entwicklungshilfe gibt tatsächlich wenig Anlass zum Jubeln: Angesichts der Zahlen von über einer Milliarde Menschen in extremer Armut und 850 Millionen täglich hungernder Menschen scheint das Erreichen der Millenniumsziele, nämlich die Halbierung der Armut bis 2015, in weite Ferne gerückt. Wir sprachen mit Fachleuten zu entwicklungspolitischen Fragen, die eigene persönliche Erfahrungen in die Diskussion einbringen können.

Entwicklungspolitik auf dem *falschen Weg?*

1961 kann als Jahr des offiziellen Startes der Entwicklungshilfe betrachtet werden. Seit den 1990er Jahren spricht man eher von Entwicklungszusammenarbeit, um die partnerschaftliche Ausrichtung zu betonen. Herr Gerhardt, können Sie sich noch an die Anfänge der Diskussion um Entwicklungshilfe erinnern? Und wie kam es, dass Ihnen das Schicksal der sogenannten Entwicklungsländer zu einer Herzensangelegenheit wurde?

Kurt Gerhardt: Als Schüler habe ich den Lichtbildervortrag eines Franziskanermissionars gesehen. Das hat mich sehr beeindruckt, und ich habe das erste Mal den Gedanken zum Helfen gehabt. Das Helfen als Prinzip ist mir von meiner Mutter vermittelt worden. In dieser Kriegsgeneration waren das Dasein für den Anderen sowie das Teilen und Geben existenziell. Seit dieser Zeit wollte ich immer im Dunst-

kreis der Entwicklungshilfe arbeiten. Später habe ich dann mit Freunden einen Hilfsverein mitgegründet. Das waren ein Zahnarzt, ein Jurist, ein Soziologe ... Leute verschiedener Berufe. Wir haben den 10. Teil unseres Einkommens zusammengelegt und gespendet. Wir waren aber nicht naiv, wir haben über die Projekte gesprochen, auch mit den Organisatoren der Entwicklungshilfe, zum Beispiel mit Leuten von Misereor. Der technokratische Begriff der Entwicklungszusammenarbeit gefällt mir nicht, er entspringt einer ethischen Verarmung. Der alte Begriff der Entwicklungshilfe ist ehrlicher und schöner: Mich drängt die Not des Anderen, dann bin ich gerufen zu helfen. Als ich ab 1983 für drei Jahre als Landesbeauftragter des Deutschen Entwicklungsdienstes (DED) im Niger war, hatte ich allerdings schnell verstanden, dass Entwicklungshilfe, so wie wir sie betreiben, nicht funktionieren kann. Sie macht abhängig und träge. Ich habe den Afrikanern damals schon gesagt: Entwicklung ist, was man selber macht. Von daher behaupte ich jetzt: Weniger Hilfe kann

Weißer Elefant:

So werden die gigantischen Projekt-ruinen und andere Ergebnisse gewaltiger Fehlplanungen in den Ländern des Südens genannt. Oftmals erleben die Menschen vor Ort eher einen Wettstreit unter den internationalen Gebern statt sinnvoller, effizienter Koordinierung. Kritisiert wird, dass die Milliarden häufig sinnlos ausgegeben werden, um Projekt- und Finanzierungspläne zu erfüllen.



© BEIDE BILDER: PICTURE-ALLIANCE/DPA



Das Gespräch, das hier in Auszügen wiedergegeben wurde, führten unsere Redakteure Kerstin und Thomas Meinhardt am 19. August im Franziskanerkonvent in Köln-Vingst

bessere Hilfe sein! Außer der Nothilfe, die immer notwendig ist bei Naturkatastrophen und Kriegen, ist es das Beste, den Entwicklungsländern selbst die Verantwortung für ihre Zukunft zu geben. Es gibt in den Entwicklungsländern viele sehr gut ausgebildete Fachleute, die können das auch, was die ausländischen Entwicklungshelfer machen. Ich frage mich immer wieder, warum die das nicht selbst machen.

Annette Braun: Ich habe Afrika vor zehn Jahren über eine Forschungsarbeit kennengelernt. Da ist mein Wunsch entstanden, dort nicht nur forschend und verstehend zu wirken, sondern ganz praktisch und aktiv zu helfen. Seitdem war ich immer wieder für verschiedene Organisationen in Entwicklungsprojekten in Afrika, und meine Erfahrung ist, dass die Kenntnisse vor Ort sehr unterschiedlich sind. Die Bildungselite konzentriert sich eher auf die Hauptstädte, da leben die Spezialisten. In Provinzen und Kommunen besteht dagegen viel Schulungs- und Beratungsbedarf.

In Mali etwa sind die Kommunen 1999 im Rahmen einer Verwaltungsreform selbstständig geworden. Die Verantwortlichen vor Ort, vor allem in ländlichen Kommunen, mussten aber erst mal lernen, wie ein kommunaler Haushalt erstellt wird. Beratung seitens der verschiedenen Geberorganisationen im Bereich Finanzmanagement war deshalb sehr sinnvoll.

Ich gebe Herrn Gerhardt aber auch recht, dass die Entwicklungsländer selber verantwortlich handeln müssen. Beratung im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit kann vor allem dann ergänzend wirken, wenn der »Blick von außen« zum Tragen kommt. Als Europäer ist man nicht Teil des Systems und hat automatisch eine andere Perspektive. Man erkennt Probleme anders und kann sie freier ansprechen. Es dauert natürlich eine gewisse Zeit, bis man die Strukturen und Abläufe zum Beispiel in den Behörden wirklich kennt, bis man weiß, wie man Kommunen sinnvoll unterstützen kann und wo technische Hilfe ansetzen kann.

Pater Hermann, für einen Franziskaner ist die Beschäftigung mit Gerechtigkeit und Frieden fast zwangsläufig, oder? Wie sehen Sie als langjähriger Präsident des katholischen Hilfswerkes missio die Aufgaben der Entwicklungszusammenarbeit und die Rolle der Kirchen darin?

Hermann Schalück: Ich bin über die Franziskaner zur Entwicklungshilfe gekommen. Ähnlich wie bei Herrn Gerhardt haben Missionare, die zu Besuch

waren, mein Hilfsbedürfnis geweckt. Ich habe mich dann im Orden zunächst über den klassischen Missionsbegriff der Entwicklungshilfe genähert und wollte selbst Missionar werden. Die Fragen der globalen Entwicklung bzw. der Entwicklungszusammenarbeit habe ich im Laufe meiner praktischen Tätigkeit in Brasilien, in Rom in der Gesamtleitung des Franziskanerordens und zuletzt auch während der zehn Jahre bei missio kennengelernt. Die kirchlichen beziehungsweise franziskanischen Werte verpflichten uns zu Hilfe in bestimmten Not-situationen, wie es uns ja auch das Bild des Samariters in der Bibel vermittelt. Die katholische Kirche beschäftigt sich weltweit – mit vielen Schattierungen – mit den Fragen: Wie weit soll und darf man intervenieren? Was ist koloniale Attitüde? Was macht abhängig? Meine Erfahrung sagt mir, dass es nicht ohne Empathie für den Anderen geht. Man muss erkennen, was in den Menschen vorgeht, was sie beschäftigt, was wichtig für sie ist, und man muss bereit sein, selber dabei zu lernen und das eigene Denken zu hinterfragen. Nur mit dieser Haltung kann man in die Mission und die Entwicklungshilfe gehen. Sie ist die Grundlage für Dialog, Austausch und Partnerschaft. Wichtig ist mir, dass ich mich als Missionshelfer überflüssig mache, zur Selbstständigkeit hinführen muss. Es geht darum, etwas einzupflanzen, das sich dann von selbst entwickelt oder in einer dialogischen Solidarität wächst.

Kritik an der Entwicklungszusammenarbeit kommt auch aus Afrika. Der ghanaische Ökonom George Ayittey wird mit den Worten zitiert: African problems must be solved by Africans. Da steht die Forderung im Raum, Entwicklungszusammenarbeit aufzugeben, da ein Großteil der Gelder von korrupten Eliten missbraucht wird. Wie erleben Sie das vor Ort?

Annette Braun: Mir fallen in Afrika generell zwei Tendenzen auf. Hohe Beamte, beziehungsweise generell die mit guten Posten ausgestattete Oberschicht,



die oftmals in Europa studiert hat, ist zum Teil sehr kritisch, was Entwicklungszusammenarbeit betrifft. Die sagen das auch sehr direkt, beschweren sich über die Definitionsmacht der Geber, und den Druck, der ausgeübt wird, wenn zum Beispiel Reformen umgesetzt werden sollen. Andererseits gibt es die unteren Verwaltungsangestellten, die sehen die Korruption und leiden selber unter der ungerechten Verteilung. Deswegen ist die Budgethilfe, bei der Gelder nicht direkt in Entwicklungsprojekte investiert, sondern über den Staatshaushalt verteilt werden, bis heute umstritten. Denn die Verantwortung liegt damit in der Hand der afrikanischen oder asiatischen Staaten, die entsprechend von Zielvereinbarungen Mittel für Projekte aufwenden sollen. Die Entwicklungszusammenarbeit spaltet sich da in zwei Lager: Manche sehen Budgethilfe als einen Schritt in die Selbstverantwortung der afrikanischen Staaten, als einen konsequenten Weg, manche bezweifeln, dass diese Vorgehensweise effizient ist und dass sich die Wirkungen messen lassen. In der Entwicklungszusammenarbeit ist die Suche nach dem richtigen Weg oder dem richtigen Partner eben immer noch nicht zu Ende. In den 80er Jahren arbeitete man

viel mit staatlichen Organisationen, dann gab es Phasen in der Entwicklungszusammenarbeit, da hat man verstärkt mit den sogenannten Nichtregierungsorganisationen (NGOs) zusammengearbeitet. Diese Verbände oder sonstige – auch kirchliche – Organisationen, das wissen wir mittlerweile, unterliegen aber als Teil der dortigen Kultur und Gesellschaft mitunter den gleichen Problemen, etwa was Korruption angeht, wie staatliche Partner. Heute arbeiten die Geberländer – im Rahmen der Unterstützung von Dezentralisierungsprozessen – auf eine Neuverteilung und Umverteilung von Macht und Ressourcen hin. Dabei spielen staatliche Akteure, vor allem Regionalverwaltungen und Aufsichtsbehörden, nun erneut eine große Rolle.

Kurt Gerhardt: Wenn ich dieses Hin und Her in der Entwicklungszusammenarbeit höre, frage ich mich, ob wir nicht

den ganz falschen Weg gehen. Ich erinnere mich an meine Zeit im Niger, wo ich auf den Fluren der einheimischen Behörden die Vertreter der anderen Geberländer traf und wir alle versuchten – quasi in Konkurrenz –, Projekte unterzubringen und Gelder an den Mann zu bringen. Das Handaufhalten, die Bettelmentalität, haben die Afrikaner im Laufe der Jahre durch unsere auf finanzielle Hilfe gestützte Entwicklungshilfe entwickelt. Erfolgreiche Entwicklungshilfe – davon gibt es viele Spuren in Afrika, man spricht von weißen Elefanten, wenn man unvollendete Bauten, sinnlos in die Landschaft gebaute Straßen und Gebäude sieht. Schlimmer als das sind aber die nicht sichtbaren Schäden, die in den Köpfen und den Mentalitäten. Die Regierungen in Afrika betteln nicht nur – was eigentlich unter ihrer Würde sein müsste –, sie sind auch der Auffassung, einen Anspruch auf das Betteln zu haben. Aber das ist keine Haltung, mit der sich Menschen aus der Misere ziehen können. Wir in Deutschland wissen doch aus der eigenen Nachkriegs-

P. Dr. Hermann Schalück ofm



Pater Hermann (*1939) gehört seit 1959 dem Franziskanerorden an. Er leitete als Provinzial die sächsische Franziskanerprovinz und war 15 Jahre in der Leitung des Gesamtordens in Rom tätig, davon sechs Jahre als Generalminister. 1998 wurde er Präsident des internationalen katholischen Missionswerkes missio, dem er bis Mai 2008 vorstand. Für den Ordensmann ist das Bild des biblischen Samariters die Motivation zum Helfen. Empathie ist für ihn wichtig. Sie hält er für die Voraussetzung wirklich partnerschaftlicher Zusammenarbeit mit den Ländern der sogenannten Dritten Welt.

Dr. Annette Braun

Frau Dr. Braun (*1968) ist Politikwissenschaftlerin mit den Schwerpunkten Dezentralisierung und kommunale Finanzen. Ihre Doktorarbeit über Mali/Westafrika führte sie zur Entwicklungszusammenarbeit, wo sie mehrere Einsätze unter anderem mit der Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (GTZ) durchgeführt hat. Wichtig ist für sie, begegnungsfähig zu bleiben. Sie meint, Beratungsleistungen in der Entwicklungszusammenarbeit sollten sich mehr durch Qualität und Inhalte legitimieren. Finanzielle Leistungen sollten eine sekundäre Rolle spielen. In dem »Twinning-Ansatz«, bei dem Experten aus Nord und Süd fachlich und inhaltlich zusammenarbeiten, sieht sie eine Chance.



geschichte, was man braucht, um sich zu entwickeln. Man braucht den Willen, herauskommen zu wollen aus dem Elend, aus der Not.

P. Hermann Schalück ofm: Ich kenne Sie als engagierten Helfer, aber ich frage mich gerade, ob Sie Afrika abgeschlossen haben?

Kurt Gerhardt: Natürlich nicht. Gerade deshalb ist es wichtig, beim Helfen den richtigen Weg einzuschlagen.

P. Hermann Schalück ofm: Ich kann nur von meinem eigenen Erfahrungshintergrund reden, nicht allgemein gesellschaftlich oder von Institutionen, aber ich könnte einige Erfolgsgeschichten aus der kirchlichen Entwicklungszusammenarbeit berichten, die von der Transformation dieser Mentalitäten zeugen. Wir organisieren und finanzieren auch ganz praktische Dinge vor Ort in unseren Projekten. Nicht immer fühlen wir uns damit wohl, man fragt sich dann: Brauchen die das wirklich? Können die das nicht selber finanzieren? Insgesamt haben wir aber eine positive Entwicklung angestoßen mit unseren Partnern, in den Bischofskonferenzen oder mit den Verantwortlichen in den größeren Verbänden. Auf der Basis des Pastoralplans, den sich die Afrikaner im Dialog mit uns und anderen Helfern selber erstellt haben, der die langfristigen Ziele und Schwerpunkte ihrer Entwicklungsarbeit festlegt. Anfangs haben wir viel Ärger damit gehabt, weil unsere Partner lieber kurzfristige Projekte, zum Beispiel Kirchendächer,

Autos usw., finanziert haben wollten. Wir wollen damit aber das Bewusstsein über die Selbstverantwortung stärken, und dieses Denken kommt bei unseren afrikanischen Partnern immer mehr in Gang. Darüber bin ich sehr froh.

Annette Braun: Ja, ich denke da an den von Ihnen anfangs benutzten Begriff der Empathie. Wir reden in diesem Zusammenhang auch von Begegnungsfähigkeit. Vor Ort, etwa in Afrika, sollte man sich Zeit nehmen, in der Wahl der Projektpartner. Es ist wichtig, sich die Partner genau anzusehen, erst mal zu schauen, ob da ein echtes Interesse an Zusammenarbeit und Austausch existiert, ein echtes Interesse an fachlichen und inhaltlichen Themen. Dann erst sollte man entscheiden, mit wem man arbeitet und wen man unterstützt. Mit einem geeigneten, motivierten Partner sind die Erfolgsaussichten für Projekte hoch. Aber in der Realität ist der Druck auf die Organisationen der Entwicklungszusammenarbeit oft groß, die Projekte vor Ort schnell und in der vorgeschriebenen Projektlaufzeit durchzuführen. Das belastet häufig die Zusammenarbeit mit den Partnern und kann letztlich zum Scheitern des Projektes führen.

Frau Braun, das schiebt allerdings die Verantwortung auf den einzelnen Menschen. Das finde ich auch völlig richtig. Die zweite Ebene, die übergeordnete Ebene, muss aber doch auch betrachtet werden: Was macht Ent-

Kurt Gerhardt



Kurt Gerhardt (*1942) war bis zu seinem Ruhestand Ende 2007 als Redakteur beim WDR tätig. Viele kennen ihn aus dem Mittagsmagazin, dessen Stimme er 25 Jahre lang war. Auch aus christlicher Motivation beschäftigte er sich mit Entwicklungshilfe. 1983 ging er für den Deutschen Entwicklungsdienst (DED) in den Niger. In Deutschland gründete er mit Freunden den Verein »Makaranta«, der Grundschulbildung in Afrika fördert. Herr Gerhardt bekennt sich zur Not- und Katastrophenhilfe, kritisiert aber die gängige Form der Entwicklungshilfe. Sie mache Menschen zu Bettlern und raube Eigenverantwortung. Der Mitinitiator des »Bonner Aufrufs« (www.bonner-aufruf.eu) fordert eine radikale Neuausrichtung der Entwicklungshilfe.



Nahrungsmittelkrise

Die gestiegene globale Nahrungsmittelnachfrage kann nicht mehr befriedigt werden, die Getreidepreise haben sich zwischen 2000 und 2006 verdoppelt. Verantwortlich werden dafür abwechselnd der Klimawandel, der Hunger der Schwellenländer nach Ressourcen, die Biospritproduktion oder auch die Spekulationen von Finanzinvestoren gemacht.

Unabhängig von der Frage nach den Ursachen sind sich die Fachleute darin einig, dass es den schwarzen Kontinent wieder besonders hart

treffen wird: »Bei Berücksichtigung der Effekte des Klimawandels könnte sich die Anzahl der unterernährten Menschen im subsaharischen Afrika zwischen 1990 und 2080 verdreifachen.« Weltweit soll die Zahl der hungernden Menschen bis 2025 von derzeit 854 Millionen auf 1,2 Milliarden steigen (Nichtregierungsorganisation International Food Policy Research Institute – IFPRI).

Können wir nur abwarten und dann für die Hungeropfer spenden?

OECD-Kritik an der deutschen Entwicklungspolitik

Die sogenannten Geberländer, allesamt Mitglieder der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD), müssen alle fünf Jahre ihre Entwicklungspolitik durch zwei andere OECD-Länder begutachten lassen. 2005 erfolgte die »Peer Review« der deutschen Entwicklungszusammenarbeit durch ein französisch-niederländisches Expertenteam. Neben der Sammlung allgemeiner Kennziffern und Befragungen von Mitarbeitern in Behörden wurde die deutsche Zusammenarbeit am Beispiel von zwei Empfängerländern, Äthiopien und Nicaragua, vor Ort analysiert.

Das Urteil der Gutachter fiel nach den Worten von Jens Martens von der Nichtregierungsorganisation Global Policy Forum »erstaunlich kritisch« aus. Durch die Kruste der diploma-

tisch verbrämten Formulierungen dieses offiziellen Gutachtens schimmerten zwei wesentliche Kritikpunkte hindurch: Erstens, die deutsche Entwicklungszusammenarbeit sei »bislang« zu wenig auf die Armutsbekämpfung ausgerichtet, und zweitens, Konzepte und Programme würden zu sehr von der Warte des »Gebers« her gestaltet.

Fakt ist, die finanziellen Mittel der deutschen »Entwicklungshilfe« steigen – sowohl der Gesamtbetrag, im Fachjargon ODA (Official Development Assistance) genannt, als auch die Haushaltsmittel des BMZ. Die jährlichen ODA-Mittel Deutschlands beliefen sich 2004 auf 7,2 Milliarden Euro, Ende 2006 auf 9,2 Milliarden und für 2010 werden, dem unverbindlichen Stufenplan der Europäischen Kommission folgend, 15,5 Milliarden versprochen.

wicklungszusammenarbeit aus? Wie sind ihre Strukturen? Wie müssen sie verändert werden? Wie sieht erfolgreiche Entwicklungsarbeit aus?

Annette Braun: Ja, ein bekanntes Problem stellen beispielsweise die Tagelöhner für die Partner vor Ort dar. Einheimische Mitarbeiter erhalten neben ihrem regulären Gehalt Tagelöhner für ihre Mitarbeit an den Entwicklungsprojekten ihres Landes. Diese Tagelöhner sind von Organisation zu Organisation unterschiedlich, in einigen Fällen aber so hoch, dass sie zur wesentlichen Antriebskraft für die Mitarbeit im Projekt werden können. Da stellt sich dann schon die Sinnfrage, wenn die Begünstigten eines Projektes oder auch die Mitarbeiter von Partnerorganisationen nur mitarbeiten, wenn die Entlohnung durch die Geber ein Mehrfaches des einheimischen Niveaus ausmacht. Diese Tagelöhner oder per diem müssten auf jeden Fall zwischen den Geberorganisationen der Entwicklungszusammenarbeit angeglichen und ganz stark zurückgefahren werden. Die Konkurrenzsituation unter den Gebern trägt nicht zur Glaubwürdigkeit der Entwicklungszusammenarbeit bei. Generell ist rein auf Geldleistung fußende Entwicklungszusammenarbeit meines Erachtens das falsche Signal. Mehr Geld bedeutet auch nicht automatisch verstärkte Armutsreduzierung. Da ist auch die Kirche ein bisschen vage und tendiert zur Auffassung, je mehr Geld wir geben, desto mehr unterstützen wir die Armutsreduzierung. So sehe ich das nicht, im Gegenteil.

Kurt Gerhardt: Beratung ist wichtiger, denn das versetzt die Menschen in die Lage, selbst für sich aktiv zu sein! Deshalb ist das Engagement in der Bildung und Ausbildung der Afrikaner für mich richtig und unerlässlich. Doch muss der, der Beratung erhält, diese auch wirklich wollen und selber etwas dafür tun. Denn es kann bei Beratung, die auch langfristig etwas bewirken soll, nicht darum gehen, sie von außen aufzudrücken oder durch Finanzversprechen formale Zustimmung zu erkaufen.

Wissen ist die Voraussetzung für Veränderung. Und es gibt gute Projekte, die mit Kindern arbeiten, zum Beispiel scheint es mir ein ausgezeichnete Ansatz der Kindermithilfe zu sein, Selbsthilfegruppen ausschließlich zu beraten, also keine finanziellen Zuschüsse zu geben. Ein weiterer sehr positiver Ansatz sind die Mikrokredite. Wichtig ist dabei, dass es keine Geschenke sind. Das Geld muss zurückgezahlt werden!

P. Hermann Schalück ofm: Ja, sofern bei der Umsetzung auch mit Menschen vor Ort gearbeitet wird, sagt mir das zu. Das bestärkt mein Gefühl, dass Entwicklung nicht von oben, also von Staat oder Kirche, kommen kann, sondern von Menschen, die ihre eigenen Ressourcen nutzen. Wichtig ist es, dass Netzwerke gebildet und aufrechterhalten werden. Großflächige Streuaktionen sind, unabhängig von der ausführenden Organisation, nicht so wirkungsvoll wie kleinere Ansätze. Wenn es bei den Projekten nicht um den Ruhm zu Hause geht, nicht darum, Spenden einzuheimen, dann sehe ich auch Ansätze – so wie eben von Herrn Gerhardt beschrieben – für ein bleibendes Engagement, das über die Notfall- bzw. Samariterhilfe hinausgeht. Denn es ist auch eine Frage der Verantwortung für die Weltgemeinschaft, der man sich nicht einfach entziehen kann.

Frau Braun, Herr Gerhardt, P. Hermann, wir danken Ihnen für das Gespräch. Die hier geschilderten Probleme sind gewiss kein allein deutsches Problem, sondern berühren Praxis und Selbstverständnis aller Gebernationen. In den 1980er Jahren hat die damalige Staatssekretärin im zuständigen bundesdeutschen Ministerium Brigitte Erler von einer tödlichen Hilfe gesprochen, seither hat sich offensichtlich nicht genügend verändert. Ich denke, es wurde deutlich, dass es höchste Zeit ist, die bisherigen entwicklungspolitischen Konzepte wirklich kritisch zu hinterfragen, selbst wenn die Kritiker auch keine umfassenden alternativen Konzepte vorlegen können.